

„Kaiser-Knechtchen.“

Unter diesem Titel hat Herrmann Bohberg eine kleine Sammlung von mehr oder minder bekannten charakteristischen Schichten, beiderer Momente und leuchtigen Bildern aus dem Leben des Kaisers Wilhelm II. herausgegeben.

Als der nachmalige Kaiser Friedrich III. nach einer Unterrichtsstunde einige schriftliche Arbeiten des jetzigen Kaisers durchblätterte, wollte es ihm scheinen, als ob die Handschrift des damaligen Prinzen Wilhelm zu wünschen übrig ließe.

Es wurde daher außer den gewöhnlichen Lehrstunden noch ein Schreibkursus, den ein Berliner Schreiblehrer erteilte, festgesetzt. Unter der tätigen Leitung desselben machte Prinz Wilhelm schnell Fortschritte, wovon auch sein Großvater hörte. Um sich nun hiervon selbst zu überzeugen, trat eines Tages Wilhelm I. unerwartet in das Unterrichtszimmer seines Enkels und erkundigte sich bei dem Lehrer nach den Leistungen desselben.

Dieser begann seine Auskunft mit den Worten: „Ich befürchte, daß Prinz Wilhelm —“

„Wie?“ rief der Kaiser ein. „Sie befürchten —“ „daß Prinz Wilhelm nicht bald überbieten wird“ vollendete der Lehrer. „Ach so, das ist etwas Anderes! Seien Sie aber ohne Besorgnis, Konkurrenz soll Ihnen Prinz Wilhelm nicht machen, dafür will ich schon Sorge tragen.“

Nach einer beendeten Jagd wohnte der Kaiser, damals noch Prinz Wilhelm, im „Hotel zum Kronprinzen“ in Böhmen.

Das Vorhaben seiner Equipage erwartend, ging Prinz Wilhelm in seinem Zimmer auf und ab. Plötzlich hörte er in dem aufstehenden Zimmer ein lautes Schelten, welches von einer weiblichen Stimme herrührte. Er öffnete die Saalthür und schritt unbemerkt im Saale auf und ab, denn das ganze weibliche Dienstpersonal des Hotels lag in den Saalkorridoren, um ja nicht die Absicht des Prinzen zu verpassen.

Nur ein altes Mütterchen, die Hausaufwärterin Hüte, von welcher auch das Schelten ausgegangen war, war die Einzige, welche sich nicht von der Reugier hatte verlassen lassen und die gewissenhaft ihren Pflichten nachkam.

„Eine heilige Würstchen!“ schalt sie. „Niemand bekümmert sich um jene Sache! Nichts ist in Ordnung. Wo sind die Streichhölzer?“

„Da fällt mir die Kette des fremden Herrn, der im Saale auf und ab geht. Schnell wendet sie sich an den Prinzen.“

„Min Sohn, heu! Sie nicht den Streichhölzer?“

„Bin ich noch Oberst des Regiments?“ Zu den hervorragenden Tugenden des Herrichen gehört auch seine Festigkeit, die sich nicht von einem einmal gefassten und für gut befundenen Beschluß abbringen ließ.

Nach beendeter Dienstleistung bei der 6. Kompanie des 1. Garde-Regiments wurde der Prinz Kommandeur des Garde-Fußartillerie-Regiments. Zu dieser Zeit befand in Berlin ein Klub, welcher sich aus Mitgliedern der höchsten Aristokratie zusammensetzte, in dem aber ziemlich hoch gespielt wurde.

War bald hat Prinz Wilhelm in Erfahrung gebracht, daß auch ein großer Theil seiner Hofanwesenden diesem Klub angehörte und daß mancher von ihnen recht bedeutende Summen im Spiel eingebüßt hatte.

Kurz entschlossen erließ er einen Befehl, welcher seinen Offizieren gebot, aus dem Klub auszutreten.

Unter den Mitgliedern desselben herrschte natürlich hierbei große Verwirrung, und es wurde dem Vorstande beschaffen, daß Prinz R. beim greisen Kaiser Wilhelm I. eine Audienz nachsuchen sollte, damit der Kaiser sich über die Angelegenheit äußern würde.

Prinzen R. sein Möglichstes hierzu zu thun, und ersuchte kurz darauf seinen Entschluß um Zurücknahme seiner Ordre. Dieser aber wollte hiervon nichts wissen, sondern blieb bei seinem einmal gefassten Beschluß.

„Was ist das?“ fragte er, „gestatten Sie mir eine Frage: „Bin ich noch Oberst des Regiments?“ — „Gewiß“, entgegnete der Kaiser. — „Dann gestatten mir Majestät, daß ich auch meinen Befehl, den ich für notwendig erachte, ausreicht erhalte, oder daß ich meine Stellung hiermit wieder in die Hände Ew. Majestät zurückgebe.“

„Dieses mannhafte Wort seines Enkels gefiel dem greisen Kaiser, und rasch befehlte er den Prinzen, indem er entgegnete: „Das geht nicht, einen für sorgfältigen Oberst könnten ja meine Hofanwesenden gar nicht erhalten.“

Es blieb daher bei dem vom Prinzen ausgegebenen Befehl, und Prinz R. erhielt in seiner nächsten Audienz von Wilhelm I. den kurzen Befehl: „Thut mir leid, ich kann aber nichts zur Zurücknahme des Befehls thun. Prinz Wilhelm hält denselben durchaus aufrecht.“

Wichtig sind die Namen.

Von S. Glogau.

Ein Dichter von Deutschlands Nordmarken war es, der eine der artzünftigen Burgen des Viehanbenders entdeckte. „Bedenk es wohl“, ruft er den Eltern der künftigen Bräute Deutschlands zu, „bedenklich sind die Namen. An einem langvollen, ambradüftigen fängt sich, wie das Fischlein am Hamen, das Männerherz.“

Die Mahnung Theodor Storms war keine überflüssige, und unter Geschieden in der Namensgebung hat sich wirklich gebildet. Klänge, die man aus der deutschen Vergangenheit wieder herbeigeholt, Ambradüft dem Ausland entlehnt und über dem einen das andere nicht vergessen, wie es früher wohl geschah. Den langvollen Thesen, den Walpurgis, Rothpurgis, die der Dichter, der die tiefen Ernsten und Edelmuthen umschwebt — durch leichte Abänderungen verloren orientalische wie romantische Namen ihre sonore Schönheit.

Gar manche Pauline, Elise, Emilie feuchte über ihre Wiegenmutter und wußte nicht, daß die Schuld an einer bösen Fee lag, welche ihre Namensgebung des wohlklingenden A. Totals braubt hatte, derselben Fee, welche ihren letzten Lieblichen das stumme F mitgegeben und ihre Rufnamen damit zu gar zierlichen gemacht. Aber auch unveränderte romantische Namen wollten sich nicht recht für deutsche Mädchen eignen: Laura, Nabele, Eivora — das klang pathetisch mit dem oanto, bußte aufbringlich wie Drangenhäuten: die modernen „Veras“ und „Zemas“ umschwebt nur leise, geheimnißvoll östlicher Wohlklang und Ambradüft. Und vor allem: sie kommen einzeln in jenen exklusiven Sphären vor, in welchen Interesse für die Kultur des Ostens herrscht, während die aus dem Süden importierten Mädchennamen populär waren wie die italienische Opernmusik.

Sie jedoch blieben wenigstens vor dem herben Schicksal, vor der Abführung, beharrt. Wie häßlich klangen Niele, Mine, Lieve — wie poetisch Fietzen, Lenden, Voldchen. Für den schielenden Mund des Waters, für den ermahnen der Mutter mochten sie passen — aber auf schwärmenden Lippen, in lebensschafflichen Seufzern eingehaucht, scheinen sie uns heute unendlich. Und unsere Großväter haben in ihrer schönen Zeit der Jugendliebe keinen Anstoß daran genommen.

Waren doch auch die klassischen Dichter in diesem Punkt weniger empfänglich als der moderne Strom. Schiller feiert Emma und Minna mit pathetischen Klängen, als wären sie den Göttern gleich benannt, und hat für Laura so warmes naturgewaltiges Gefühl, als läge in ihrem Namen nichts Künstliches. Göthe ist schon wälschlicher. Er unterscheidet. Friederike und Ulrike werden in den ihnen gewidmeten Gedichten nicht genannt; „Lili“ dagegen weiß er annützig zu verwenden. Über unsere häßlichen Diminutiv „den“ verdammt er nicht; er verleiht ihm mit Vorliebe unglücklichen Mädchen, wohl um ihre Schwäche anzudeuten. Später, nach der italienischen Reise, hat er den Geschieden an deutschen Fraunennamen verloren. In Marianne, Marthe, Aurelie, Eugenie wählt er die bestklingendsten unter den germanisch abgeänderten. Uebrigens entsetzt der Lausch des A mit dem E in einer griechischen Namen, ja Delene und Iphigene haben nur an welchem Nies gewonnen. Sie hingen unseren Dichtern so natürlich, wie die niederträchtigen mit ihrem angeborenen End-„e“ und „-ilte“, wie „Antje“.

Der persönliche Geschmack unserer großen Dichter scheint für die Namensgebung des „Namen“ empfänglicher gewesen zu sein. Ist es Zufall, daß in ihrem Liebesleben, bis zu Jean Paul hin, die „Charlotten“ und „Karloline“ eine so große Rolle spielen? Oder kam's nicht vielleicht daher, daß sie langvolle Namen trugen, mit so leisen, Ditt, wie er dem Idealismus der Klassiker genügt? Und das Merkwürdigste ist, daß den gleichbenannten Frauen gleiche Neize innewohnen haben, den „Charlotten“ die stolzeren, den „Karloline“ die liebenswürdigeren.

Der Name hat in der That nicht wenig auf seine Trägerin; er beeinflusst auch die Art, in der man ihr begeht. Eine „Niele“ wird leichter gescholten, als eine Metanie, eine „Mary“ mehr verächtlich, als eine Louise. Zum Verwöhnen und Liebsten laden uns vor allem unsere heutigen Abkömmlinge, die den Engländern und Deutschen nicht nachahmen; die zielt auf i über e. Und wer könnte wohl gegen eine Theil, Lotti, Annie hart sein?

In unserer kulturreicheren, raschlebigen Zeit haben auch Namen ihre Schicksale, und mit ihnen ihre Bestimmungen. Ich erinnere mich aus früherer Jugend eines „Lenden“, das in Bartenhansie so gerufen und liebevoll, ohne Verwahrlosung, behandelt worden war. Derwiewil, wurde sie von Pflanzeltern wie Lehrern „Lene“ genannt, viel gescholten, viel gestraft. Das darselbst artige, amuthlose, schüchtern Kind veränderte sich allmählig in einen kleinen Hüpf. Erwachsen, ging sie als Gouvernante nach Rußland und blieb in dem eleganten Petersburger Hause Robemouille Wabefine. Als gewandte, selbstbewußte, sogar ein wenig tolle Schönheit fehte sie zurück. Sie wurde Gesellschaftlerin einer deutschen, vornehmen alten Dame, die das „Wabefine“ in Magdalene veränderte — und schließlich Magdalene vorer an Kosterterre und Selbstbewußtheit, bekam etwas Poetisches, jart Gemüthvolles, Sentimentales. So bekehrte sie einen verwegenden und geschmackvollen Mann, der sie als eine Gemahlin Magda nannte. Frau Magda tritt vornehm beiseiden auf, ist vornehm und praktisch zugleich, lars, scheint mit ihrer letzten Benennung ihr feilliches Gleichgewicht erlangt zu haben.

Der Roman eines Mädchennamens!

Und einen ähnlichen könnte recht gut eine „Emilie“ erleben. Der früher von Eternklippen harmlos in seiner ganzen Länge respektierte Name, der seinen Trägerinnen gewöhnlich Kummer bereitet, ist von modernem Geschmack in Emma, von modernem in Mira, von modernstem zum österrreichlichen Willy verklärt worden, und wenn Emilia für den Prinzen Gonzaga von himmlischer Guld umschwebt (sagen und Emite von diesen Zauber wenig empfangen hatte, so hat Emma wieder amuthigen, Mira vornehmen, Willy verführerischen Reiz für Männerherzen gewonnen.

Fischlein am Hamen! — Wie heißen Deine Schwestern?“ fragt ein junger Bruder Studio den anderen. „Edith und Emma“, erwidert er und zeigt ihre Bilder. Zwei gelungene moderne Photographie mit günstigster Beleuchtung augenommen.

Hübsche Gesichter; das eine derselben mit feiner markirten Linien, aber auf Weiden der gleichmäßig lebenswürdige, ein wenig eitle Ausdrack, der jedem photographierten Brautentwurf anhaftet. „Welche ist Edith?“ — „Die.“ — „Ah — sie ist reizend.“ — „Emma gilt eigentlich für die Edgönere.“ — „Nein, Edith ist's — und was für ein reizender Name!“ — „In meiner Heimath, im Elblande, kommt er häufig vor, eine Erinnerung an die Gemahlin des großen Sachsenkaisers. Uebrigens wußt Du beide Schwestern in den Pfingstferien kennen lernen.“ — Und als der Papa mit der vermählten Emma und der beiseidenen Edith in der Ruhestadt eintrifft, sucht er nur die Erstere vor der Gefahr einer Substanzlosigkeit zu hüten. Umnähe Besorgnis! Das Ohr des jungen Rheinländers ist von dem fremden Wohlklang, der in „Edith“ ruht, bezaubert, Emma gönnt dem verwehnten der ersten Liebe auf, bis ein Aprilschauer kommt. Beim Nachschauen genährt der Vater in gemüthlicher Stimmung und redet seine Aelteste „Dietrich“. Eine festsame Ernüchterung überkommt den neunzehnjährigen Schwärmer trotz beginnenden Weirauchens. Er findet plötzlich, daß das abgebetete Sachsenmädchens Gestalt, Bild und Rede nicht über den gewöhnlichen Jugendreiz hinausgehen, während Emma — Emma — in der Nacht sucht er vergebens, den Namen Emma in fünf- oder sechshüftige Verse zu bannen — er ist kein Schiller. Am anderen Morgen in die Rinde eines Lindenbaumes geschnitten, macht „Emma“ einen fast banalen Eindruck. Und als sie nächsten Tages bei der Rheinwende von Papa sein „Emmudchlein“ genannt wird, ist der flüchtige Herzensreißer ihm vorbei.

Und so kommt's, daß die verwehnte Emma nur einen schlichten Eichenort-fabrikanten heirathet, und die dahinein wenig begabte Edith, hart an der Grenze der Dreißiger, von einem jungen reichen Juristen in der Westprovinz in ein häusliches Herz geführt wird.

Wie Fischlein am Hamen! „Wer ist hier Wollschönheit?“ fragt der jüngste Lieutenant der Garnison. „Edda von Werbenhofen“, wird ihm erwidert. Auf der ersten Resourse glaubt er sie in einer bildhübschen Bräunette gefunden zu haben. „Nein — das ist nur Meta Kullermann.“ — „Aber entzückend die größere Schönheit?“ — „Ja — sie ist reizend, aber sie sieht nicht.“ — Und die hübsche Kleine zeigt sich wirklich ungenügend in Bewegung und Haltung. Sie ist eine feinstempende Natur, und ihr Name drückt sie nieder. Sie erinnert sich namentlich der gewöhnlichen Weiden, denen ihre Stiefschwester Miranda Kullermann ausgehört gewesen. Harmlos war diese aus dem Genier Institut, wo der Kontrast zwischen ihrem Vor- und Zunamen unbekannt geblieben, in die Vaterstadt zurückgeführt aber die Väterlichkeit schritt ihr voran. Um sie zu belegen, hätte Miranda leuchtlich schön, tüchtig geistreich, leuchtlich lustig sein müssen — und sie war einwärts, ernsthaft, schüchtern. Unter dem vernünftigen Einfluß der Konif, die sie umschwebte, wurde sie affektir, sonderbar, lächerlich. Vor zwei Jahren hatte sie sich endlich nach England gesetzt, wo Niemand an der Goeman governess Witt „Miranda Kullermann“ Anstoß nimmt. Mira trägt sich mit dem Gedanken, ihr in's Exil zu folgen.

Welches steht im Vorrtheil ein richtiges Urtheil. Wessen Eltern in der Namenswahl geschmacklos und eccentric verfahren, an dem mag wohl anseerliche Verhörschneidung haben. Nur hier trifft's nicht zu. Miranda hat von ihrer romantischen Mutter das bessere Theil, Gemüthsstärke, mit demommen — und übertrag in der Bildung ihren gutmüthigen Vater, der den freien Namen unter die Kullermanns schmuggelt ließ.

Aber eine Naderin erwächst der unglücklichen Familie in der Jüngsten. Bertha Kullermann tritt gerade so beiter, natürlich, munter auf, wie es zu ihrem Namen paßt. Sie hat die Harmonie des Häßlichen herausgefunden. Ihr Glück es auch, nach einigen erfolgreichen Ballwintern den Namen „Kullermann“ gegen einen geschmackvollen, beinahe erotisch klingenden, zu vertauschen.

Und übrigens besetzt ein schönes Mädchen den barocksten Familiennamen, wie es ja auch dem gemialen Namen gelingt. Nur allerzürstete Zeit hat man über die jungen „Schopenhauer“ und „Kloppf“ gelächelt. Welche Rufnamen jedoch — das ist etwas Anderes. Fernahnen, tabelln, Lieblosien, baldmiederen sie weit häufiger als ihre Zunamen — und darum sollen sie der Trägerin wie „angekoffen“ stehen.

Aber es gibt selbst Frauen, die sich von jeder Klangwirkung unabhängig zu halten wüßten. Welche dafür liefern deutsche Jürstinnen. Sie tragen schlichte

Namen, die bei Bürger- und Arbeiter- löchern üblicher sind, als in der Adelswelt, und haben ihnen Glanz und Duft verliehen, wie es die Dichtinnen, die Gelehrten, die Reginen umschwebt.

Die rothe Nacht in Dragal.

Von August Danis.

Der Krieg von 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich war plötzlich herein gebrochen. Dalmatien gehörte in jenen Tagen zu dem Königreich Illyrien, das der französischen Herrschaft unterstand. Wie vormalis die Republik Venedig, so fand hier jetzt das kaiserliche Frankreich seine besten Matrosen und Soldaten. Sobald es entzückend war, daß der Kampf mit Oesterreich beginnen würde, wurde von dem Kaiser Napoleon eine neue Aushebung von Rekruten in dem Bergland an der Adria angeordnet. Auf diese Nacht hin, erloschte die Bevölkerung, welche ohnehin schon auf's Aeußerste gelidert war, eine Art wilder Verzweiflung. Wenn die Männer, die hier auf den Karstfelsen mühselig, als Hirten zumeist, ihr Leben fristeten, neuerdings ihr Blut opfern sollten, soogen sie es vor, ihr Leben für ihre Freiheit einzugehen. Von Ort zu Ort eilten die Einboten und bald war ein Einverständnis hergestelt. Von allen Seiten zogen die waffenfähigen Männer aus der Heimath fort oder die nahe Grenze nach dem freien Montenegro oder in die Herzegowina, bereit, von dort aus beim Beginn des Krieges zu größeren oder kleineren Banden vereint in Dalmatien einzuweichen und den Guerrillakrieg gegen die Franzosen zu führen.

Die Dörfer waren wie ausgehornt, nur die Weiber, Greise und Kinder waren zurückgeblieben. Die französischen Bataillone fanden alarmirende Nachrichten nach der Hauptstadt. Statt Rekruten zu liefern, verlangten sie Verpflegung, um die Grenze zu besetzen und einen Einfall der flüchtigen Verbände zu können. Wirklich langten bald neue Truppen in Dalmatien an und mehr und mehr wurden die französischen Bataillone und Schwabronen an die Berggrenze vorgeschoben. Das Dorf Dragal nahe der montenegrinischen Grenze wurde durch zwei Schwabronen Jäger zu Pferde besetzt, welche ihre Bedienten weithin ausstellen und Nachts in der Gegend streifen. Einer der obersten Führer des Aufstandes, der sich vorbereitete, war ein Bandmann aus Dragal, Juan Solowitsch. Auch er war nach Montenegro gegangen, während seine Frau Terza mit ihren beiden Kindern in Dragal zurückgeblieben war. Terza war eine eide Dalmatinerin, hoch gewachsen, schlank und kräftig, von leichtgebräunter Gesichtsfarbe und mit schwarzem Haar und dunklen, energiegelanten Augen, war sie zu gleicher Zeit eine reizvolle und imponirende Frauentrachtung.

Wirklich war es vor Allem die Sehnsucht nach seinem schönen Weibe, die eines Tages Solowitsch nach Dragal zurückführte. Er kam in der Nacht, wie er sagte, um die Anstalten der Franzosen anzukundschaffen, vielleicht aber noch mehr, um wieder einmal seine geliebte Terza an sein Herz zu drücken und ihren rothen Mund zu küssen.

Man mußte in Dragal, daß er die Nacht unter seinem Dache zubrachte, aber es hätte sich wohl kein Verdräcker gefunden, wenn nicht der Bobetta Ros, par Benebitch gewesen wäre, der einerseits den Franzosen ergeben war, andererseits schon lange sein Auge auf die schöne Terza geworfen hatte. Der Bobetta kam mitten in der Nacht zu dem französischen Kommandanten, um ihm die nöthigen Vorkundschungen zu machen. Eine halbe Stunde später wurde Solowitsch in seinem Hause gefangen genommen. Man stellte ihm vor das Kriegsgericht und am frühen Morgen sollte er erschossen werden.

Solowitsch verlor keine Augenblicke seines Muths und seine Besonnenheit. Er verweigerte jede Auskunft über seine Genossen und über die Absichten der flüchtigen und erklärte, daß er bereit sei, sein Blut für sein Vaterland und die Befreiung desselben zu vergießen. Kurz, ehe er zum Tode geführt werden sollte, erlosch eine Frau und bat den Kommandanten, ihr eine letzte Unterredung mit ihrem Gatten zu gewähren. Der französische Offizier bewilligte dieselbe ohne Anstand. Es war ergreifend zu sehen, wie die schöne junge Frau heretrat und sich an den Hals ihres Gatten warf.

Nach einer langen, stummen Umarmung machte sich Solowitsch los und begann: „Wir müssen scheiden, Terza, sei muthig, wenn ich es sein werde. Ich sterbe gerne, mein Blut wird nicht vergeblich vergossen sein. Du aber vergiß nicht, was Du mir als meine Frau nach der Bitte meines Landes schuldig bist.“

„Ich weiß es“, sagte Terza, die sich jetzt vollständig gefasst hatte. „Ich werde Dich rächen, so wahr mir Gott helfe!“

Nachdem sie ihren Mann verlassen hatte, wurde derselbe von einem Beloton Jäger hinausgeführt und nahe dem Kreuze, das vor dem Orte stand, Hakt gemadht.

Solowitsch gab es nicht zu, daß man ihm die Augen verbinde, ebenio meigerte er sich, vor dem Beloton Jäger niederzuknien. Noch ein letzter Kuß, den er seiner Frau gab, dann trat dieje bei Seite und erwartete, wie es schien, ruhig und entschlossen das Ende.

Die Schüsse fielen, Solowitsch sank blutend zur Erde und alles war vorbei. Damals galt noch das Gesetz der Blutrache in Dalmatien. Schon dieses legte Terza die Verpflichtung auf, den Tod ihres Mannes an seinen Feinden zu rächen. Dazu kamen noch Ausreuerungen, welche sich die Franzosen im Orte gegen die zurückgebliebenen Bewohner, insbesondere gegen die Frauen zu Schulden kommen ließen. Wenn die Belotung schlief, in stillen Nächten ging Terza von Haus zu Haus und da die waffenfähigen Männer fort waren, so forderte sie die Frauen auf, das Werk der Vergeltung zu übernehmen.

In kurzer Zeit bestand eine Verschwörung der Frauen von Dragal gegen die Franzosen zu dem Zwecke, die

selben bei der ersten besten Gelegenheit zu überfallen und zu tödten. Endlich waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß man an einen Losbruch denken konnte.

Ein glücklicher Zufall führte den Tag vorher den Bobetta Benebitch in das Haus Terzas. Nachdem er in der Stube Platz genommen hatte, begann er: „Nun, hast Du Dich getroffen, schöne Frau?“

„Mir bleibt ja nichts Anderes übrig!“ gab Terza ruhig zur Antwort. „Du hast es gar nicht nöthig zu trauern“, fuhr der Bobetta fort. „Es gibt andere Männer, die Deine Schönheit und Klugheit zu schätzen wissen.“

„Ich kenne keinen“, sagte Terza lauernd. „Hier ist gleich einer“, rief der Bobetta. „Solltest Du es wirklich nicht wissen, wie sehr Du mir gefällst, wie sehr es mich nach Deinem Besitze verlangt?“

„Das läßt sich hören“, sagte Terza, der Tausch wäre nicht übel, als der Frau eines einfachen Landmannes die Gattin des Bobetta zu werden, es wäre das Beste, was ich nur für mich und meine Kinder wünschen konnte.“

„Es freut mich, daß Du so vernünftig bist“, fuhr der Bobetta fort, „und ich hoffe, daß Du nicht so grausam sein wirst, mir Deine Thüre bis zu dem Tage, an dem wir die Hochzeit feiern wollen, zu verschließen.“

„Nein, gewiß nicht“, sagte Terza. „Und wenn es Euch recht ist, so will ich Euch schon diese Nacht erwarten, mit dem Glodenschlage der Wittenecken.“

Der Bobetta erhob sich. „Vortrefflich!“ sagte er. „Ich werde pünktlich da sein.“

Die Nacht brach an. Tiefe Stille herrschte im Orte. Leise und behutamt schlich der Bobetta aus seinem Hause und klopfte bald darauf an das erleuchtete Fenster Terzas. Sie öffnete daselbst, blidte hinaus und fragte: „Seid Ihr es?“

„Ja, ich!“ erwiderte Benebitch. „Dein Anbeter, der mit Sehnsucht diese Stunde erwartet hat.“

Terza schloß das Fenster und öffnete die Thüre. Der Bobetta trat ein, schlang den Arm um sie und führte Terza in die Stube. Hier hatte sie für ihn ein Nachtessen bereitet und einen Krug Wein aufgestellt. Er setzte sich nieder als ob trant.

Unbemerkt hatte Terza indeß vier Frauen aus dem Dorfe, die sie sich zu ihrem Zwecke ausgewählt hatte, eingelassen. Der Bobetta sah mit dem Rücken gegen die Thüre. Terza hatte mit dem ihm gegenüber Platz genommen und jetzt, als er den geleerten Krug wegrückte und ihr die Hand über den Tisch hinüber reichte mit einem Lächeln und einem Blick, welche seine Leidenschaft für sie verriethen, erhob sie sich und ehe er sich dessen verah, warf sie ihm eine Schlinge um den Hals und zog diejelbe zu.

Sie trat hinaus, die Pistolen ihres Mannes in der Hand, und begann nun, während er vergebens um sein Leben bat, mit denselben nach ihm, wie nach einer Zielscheibe, zu schießen. Als er schon acht Kugeln im Leibe hatte und sein Blut in Strömen floß, bat er nicht mehr um sein Leben, sondern nur noch um den Gnadenstoß. Terza stand vor ihm, die Arme auf der Brust gekreuzt und betrachtete ihn mit einem bitteren grauenamen Lächeln.

„Du hast mir den Mann getödtet“, sprach sie, „nun tödte ich Dich, das ist mein gutes Recht. Die Gnade, die Du verlangst, soll Dir jetzt werden.“

Sie zog den Handjäger ihres Gatten aus dem Gürtel und stieß ihn dem Bobetta ins Herz.

„Der Dorfe her tödte jetzt wieder Väter. Die Frauen hatten sich zu gleicher Zeit bewaffnet auf die schlafenden Franzosen geworfen und dieselben übermann. Wer nicht getödtet worden war oder verwundet in den Dörfern und auf den Straßen lag, fand sich gefangen, die Arme auf den Rücken gebunden auf dem Plage vor dem Gemeindegange und erwartete muthlos und ergeben sein Schicksal. Auf den Lärm, der in der Umgegend patriotisch hatten, zu zweien oder dreien herein, wurden aber jedesmal von den Frauen mit Flintenschüssen empfangen und getödtet oder gefangen.

Als der letzte Franzose überwälzt war, verließen die Frauen von Dragal den Ort. Auf Saumthieren und Pferden führten sie die Alten, die Kranken, die Kinder mit sich und Alles, was von ihrem Haß und ohne Schwierigkeiten fortgeschafft werden konnte. Dem langen Zuge folgten die gefangenen Franzosen, von bewaffneten Frauen in die Mitte genommen.

Dann zündeten sie Dragal an allen vier Ecken an.

Am der Grenze fand noch ein kurzes Gefecht mit den aufgestellten Posten statt, die jedoch nach kurzer Gegenwehr gleichfalls überwältigt wurden. Nur machte der seltsame Zug Fall. Die gefangenen Franzosen wurden an die Dämme gebunden, die an der montenegrinischen Grenze standen und von den wüthenden Weibern mit Flinten- und Pistolenschüssen getödtet.

Während die entsetzliche Bluttat stattfand, loderte in der Ferne das

Feuer und schlugen die Flammen aus dem unglücklichen Dragal gen Himmel. Glücklich erreichte die Frauen mit den Greisen und Kindern und ihrem Haß und Gut den freien Boden des bergigen Montenegro, wo sie Schutz und Hilfe fanden. Dragal aber blieb ein Schuttthaufen. Er wurde nicht wieder aufgebaut und heute steht dort ein österrreichisches Fort, das in dem letzten dalmatinischen Aufstande eine große Rolle gespielt hatte.

Die eiserne Maske.

„Im „Internedioire des couriers“ wird eine neue Entdeckung über die eiserne Maske veröffentlicht. Der Mann, welcher die Maske getragen habe, sei ein einfacher Diener, Eustache Danger gewesen. Im Jahre 1868 war der Minister de Lamoignon sehr besorgt wegen eines Franzosen, welcher zwischen Brüssel, London, der Schweiz und Holland hin- und herreife. Es gelang ihm, denselben zu ergreifen, und ihn wegen schlimmer Thaten und böser Absichten gegen die heilige Person des Königs zum Tode zu verurtheilen. Arme, Beine, Schenkel und Rippen wurden dem Unglücklichen nach einander zerdrückt.

Der Diener dieses Marquis, Eustache Danger, gewöhnlich Martin genannt, wurde nach Frankreich gelockt, in Dünkirchen verhaftet und nach Bagnole geführt, wo er als Dienstpferd mit 1 Fr. täglich bestiftet wurde. 1875 wurde er nach Kavrierte zum Dienste Fouquet's befohlen, das besser Tode wurden beide gefangen gehalten. Danger wurde 1889 verhaftet, sein Mitgefänger Rattfiofi, der bisher als der Mann mit der Eisenmaske angesehen wurde, erst 1879. Danger starb im Januar 1894 zu Bagnole. Ein Gelehrter, Voisieux, weiß nach, daß es mehrere Eisenmasken gibt, die Vols-lage aber alle bezüglich Nachrichten und Sagen auf denjenigen vereinigen, der 1703 in der Bastille farb. Danger hatte durch den langen Umgang mit dem gefangenen Oberintendanten Fouquet manches gehört, was nicht bekannt werden sollte. Die Eisenmaske, welche inbesonnen aus Zaffel bestand, hatte den Hauptzweck, am Leben zu verhindern. In der damaligen Zeit grausamer, freierer Rechtspflege hatte man trotzdem oft einige Ecken, einen unbehaglichen Gefangen durch ein Tränkelein aus der Welt zu schaffen.

In der Eisenmaske hat man nach einander einen Bruder Ludwigs XIV., den Herzog von Monmouth, den Herzog Beauport, den Grafen Bermandois und den Grafen Rattfiofi (Nath des Herzogs von Rantua) verurtheilt, um jetzt auf Eustache Danger zu kommen. Daß dieser ein etwas über seine Herkunft gesagt haben soll, würde sich außer der Veränderung des Namens auch daraus erklären, daß er keine Ur-lage hatte, die Meinung zu zerstreuen, er sei eine große Persönlichkeit, um sich als einfachen Dienstboten zu bezeichnen. Die erste Nachricht über die Eisenmaske findet sich in einem 1745 erschienenen Roman (memoires pour l'histoire des Perres) und fand erst Beachtung, als Voltaire sie sieben Jahre nachher aufgriff. Seine Darstellung dient allen lehrreichen Erzählungen als Unterlage. Defort erhielt darauf vom Herzog Rattfiofi die Erlaubnis, Nachforschungen in den Archiven anzustellen, wo er den Schriftwechsel zwischen Saint Louis und Bouvois entdeckte, aus dem er mit Wahrscheinlichkeit folgerte, die Eisenmaske sei Rattfiofi gewesen, der die Stellung Calfale gleichzeitig an Ludwlg XIV., Savoyen, Spanien und Rantua veräußert hatte. Später wurde die Sache weiter geponnen. Der Eisenmaske lie eine Wittne zur Gattin gegeben worden. Der Sohn aus dieser Ehe sei in Korsika von „guter Seite“ (de bonne part — buona parte) einer Amme anvertraut worden. Er sei der Großvater Napoleons I! So baut der Volksmund weiter.

Amerikanischer Humor.

„Man sagt, daß der Lebensunterhalt eines Elephanten im Central Part pro Woche \$17.50 kostet“, sagte ein Kolongänger bei Tisch. „Wie würde es Ihnen gefallen, Mrs. Iron, einen solchen zu regulärem Preis in Ross zu nehmen?“ — „Ein Elefant“, erwiderte die Dame scharf, „würde wenigstens nicht fortwährend brummen, daß er dem Pfaffen milde sei.“

Financielles Fremder: „Ich möchte gern etwas Geld in Wertpapieren in Wall Street anlegen. Wie kann ich in Erfahrung bringen, welche darunter nicht gut sind?“ — „Kauf Yorker.“

„Wenn Sie sie kaufen!“

„Aus dem St. Louis'er Kunstleben.“ „Sind Sie denn arkt überglücklich, Herr Director?“ — „Director (schmerzlich): „Gern, mein Lieber; wenn ich's B., wie es in meiner dramatischen Existenz oft vorkommt, an einem Abend nur 13 Hüchauer im Saale habe, dann halte ich es bestimmt für ein schlimmes Vorzeichen.“

„Kunde.“ „Und sind Sie sicher, daß dieses Wort richtig ist?“ — „Neuer Kapitler: „Wohl, wohl! so denken — ist's doch das morgige.“

„Fis Arful, eine Frembin von Muth und Drama.“ „Hören Sie gerne Roßini, Mr. F.?“ — „Mr. F.: „Veiden-schaftlich!“ — „Wie Arful: „Nennen Sie seinen „Barbier?“ — „Mr. F.: „Veider nicht. Ich patronisire nur meinen eigenen!“

„Wißlungene Großmuth.“ Sie (nach dem Abendessen): „... und nun, Mädchen, ziehe den Schlafröck und die Hausjacke an, mach' Dir's bequem und beschlig und rauche ganz ungenirt Deine Cigarette!“ — „Er: „Was, die Cigarette erlaubt Du mir auch?“ — „Da muß ich aber doch gleich in meinen Club eilen und meinen Freunden erzählen, welchen Woldengel ich gebravet habe!... Adieu, lieber Schatz!“

Das Unerwartete.

Da hört doch Alles auf!

Fortschritt nach rückwärts.

Wagetrumpfi.

Unerwartete Wendung.

Ä (der seinen aus Ostafrika zurückkehrenden Freund am Bahnhof begrüßt): „Sei mir herzlich willkommen, lieber, alter Freund! Ich wollte der Erste sein, der Dich in der Heimath wieder begrüßt!... Kannst Du mir vielleicht 10 Mark pumpen?“

Das Unerwartete.

Da hört doch Alles auf!

Fortschritt nach rückwärts.

Wagetrumpfi.

Unerwartete Wendung.

Ä (der seinen aus Ostafrika zurückkehrenden Freund am Bahnhof begrüßt): „Sei mir herzlich willkommen, lieber, alter Freund! Ich wollte der Erste sein, der Dich in der Heimath wieder begrüßt!... Kannst Du mir vielleicht 10 Mark pumpen?“